

Lyrischer Moment

VON SILKE SCHEUERMANN

Heller noch als der Hades

Der Dichter am Schreibtisch, das ist, wie jeder weiß, eine höchst intime Angelegenheit. Der Schreibtisch ohne Dichter, Jahre später, wird dann zur öffentlichen Stätte. Er findet sich in der Regel in sogenannten Geburts- und Sterbehäusern, also Museen, und dort herrscht Besuchertrubel.

Zum Beispiel im E. T. A. Hoffmann-Haus am Bamberger Schillerplatz, Dachgeschoss, im sogenannten „Poetenstübchen“, das der Autor, Komponist und Zeichner einst selbst so benannte. Wir, die Stipendiaten des Internationalen Künstlerhauses Villa Concordia, erhalten eine Sonderführung von Professor Bernhard Schemmel, dem Leiter der E. T. A. Hoffmann-Gesellschaft. Insgesamt viereinhalb Jahre lang lebte Hoffmann in Bamberg. Er wurde dort weder geboren noch starb er dort, und doch gibt er selbst rückblickend seinen Bamberger „Lehr- und Marterjahren“ eine „ganz entscheidende“ Bedeutung in seiner Vita: „Hier, in den Jahren bitterer innerer und äußerer Not, reifte ich zum Dichter heran.“

Das Poetenstübchen ist möbliert mit Bett und Pianoforte, und direkt unter der Dachschräge steht der Schreibtisch, der allerdings, wie die gesamte Einrichtung, kein Original ist, ja, nicht einmal der Nachbau des Hoffmannschen Schreibtischs, da man nicht weiß, wie dieser aussah. Schemmel erzählt, er habe den Tisch anhand einer Skizze Hoffmanns, die ihn arbeitend zeigt, nachfertigen lassen. Eigentlich wisse man ja genauso wenig, wo im Poetenzimmer sich das Schreibpult befunden habe. Da jedoch das kleine Fenster, durch das die Katze den Schreibenden nachts gerne besucht hätte, mehrfach bei Hoffmann beschrieben werde, gehe man davon aus, dass der Tisch so richtig steht.

So habe ich also ein Bild des schaffenden Hoffmann im Kopf, als ich das Museum verlasse: Ein kleiner Mann zwischen vielen leeren Weinflaschen, der mit schier unerschöpflicher Energie winzig kleine, kalligrafisch schöne Manuskriptseiten bedeckt. Besucht habe ich eine Stätte dieser Abwesenheit.

Eine Wohnstätte ehemals, aber damals schon mit allen Implikationen der Unbehaustheit. E. T. A. Hoffmann, so berichteten seine Nachbarn, hätte sich, während er dichtete, leicht in eine Furcht vor seinen eigenen Gestalten hineingesteigert, so lebendig erschienen sie ihm, und dann suchte er Trost bei seiner Frau. Nachts um zwei oder drei Uhr, eine Kerze in der zitternden Hand, sei der Dichter oft den dunklen Hang die Altenburg hinabgegangen, erzählt wiederum eine andere Quelle – wie eine Spukgestalt habe er gewirkt.

Wolfgang Hilbigs unheimliches Gedicht „stätten“ fällt mir ein,

*stätten gibt es – schamlosen sterbens voll – doch wer
der sich empörte soll hier leben*

In dem höchst lesenswerten Band *Hilbigs Bilder* findet sich eine Interpretation Jan Völkers Röhnerts zu diesem Gedicht, das zu einer Federzeichnung von Urs Graf entstand. Röhnert weist auf die interessante Semantik und Etymologie des Wortes „stätten“ hin. Eine „Stätte“, schreibt er, „bildet das Domizil dessen, der zur Abwesenheit verdammt ist.“ Hilbigs Werk scheint ausschließlich von solchen Stätten der Abwesenheit zu handeln, das wahrnehmende Ich wird von ihnen gleichsam durchdrungen und aufgelöst. Oder ist es umgekehrt, handelt es sich um die nach außen gestülpte Leere des Individuums, stellt der es umgebende Raum aus Nebel, Rauch, Industrierüchen und archaisch-utopischen Ruinen nur ein hübsches Ablenkungsmanöver dar? Hilbigs Arbeitsplatz jedenfalls bleibt für mich immer mit dem rauchigen Kämmerchen des „Heizers“ aus seiner Erzählung verbunden: ein aus Wahrheit und Fiktion zusammengesetztes Fantasiebild, wobei ich den Schreibenden und das beschriebene Papier in unmittelbarer Nähe eines lodernden Feuers platziere, praktisch brennend. Ich stelle mir vor, die latente Bedrohung durch das archaische Feuer zittere in jedem Satz des Autors nach. Im Heimatmuseum Meuselwitz bei Leipzig, wo Hilbig herkommt, gibt es meines Wissens keinen Schreibtisch, aber wozu auch, in diesem Fall? Der Autor und sein Werk sind zur Chiffre für Unbehaustheit geworden. In den Aufsätzen in *Hilbigs Bilder*, die sich mit dem Verhältnis des 2007 verstorbenen Autors aus der ehemaligen DDR zu einzelnen Kunstwerken sowie der Bildlichkeit seiner Texte beschäftigen, finden sich dazu bestechende Lesarten.

Ist das Arbeitszimmer des Dichters dann die Stätte par excellence? Röhnert nennt „Stätte“ den Ort, wo man nie wirklich heimisch ist, denn ihre Berechtigung ergibt sich eben nur aus dem Umstand, dass es den anderen „richtigen“ oder „wahren“ Ort, an dem „man“ tatsächlich zu Hause sein könnte, gar nicht (mehr) gibt und (noch) nie im Leben gegeben haben mag. Die Stätte ist das Substitut eines Ortes, zu dem das Ich keine organische Beziehung, keine innere Verwandtschaft aufbringen kann – „das vorübergehende Domizil eines Subjekts, das zu ewiger Vorläufigkeit und dauernder Unbehaustheit geboren ist“.

Die Schweizer Dichterin Erika Burkart hat die letzten Jahre ihres Lebens wegen Krankheit in zwei Zimmern ihres Aargauer Hauses zugebracht: Sie waren ihre Schreib-, Wohn-, Arbeits- und später Sterbestätte. Eine Ahnung davon spürt man in ihren letzten Aufzeichnungen, die nun, vier Jahre nach ihrem Tod, von ihrem Mann im berührenden Auswahlband *Am Fenster, wo die Nacht einbricht* publiziert wurden – insgesamt hat Erika Burkart 24 Hefte mit Notizen hinterlassen. Der in der Schweiz mehrfach ausgezeichneten Lyrikerin eröffneten sich aus ihrer Wohn- und Schreibstätte hinaus Fenster in die sich dauernd verändernde Natur, immer neue Blicke in die Welt. Es ist eine Welt aus Schönheit, Freude und Schmerz, die sie dort findet. Der „Himmel heute wund-blau, wie geschält“, notiert sie einmal, dann wieder heißt es: „Am Fenster stehend, abends in der Dämmerung, wenn es Asche schneit im Zimmer wie draußen, stehen und schauen, eine Lichtung ausmachen, ein Sternbild, ein Wolkengebirge: als wäre in diesem Schauen der Tag gerettet.“ Wer so auf Rettung hinschreiben kann, dessen Wohnstätte stellt man sich hell vor, nicht eng. Heller noch als den Hades, den Erika Burkart in ihrem Gedicht „Hades; 21 Zeilen“, ebenfalls aus den Notizheften stammend, folgendermaßen beschreibt:

*Es ist eine Verbeißung aus mythischer Zeit,
dass auch unten,
unseren Gestirnen entrückt,
Blumen blüben;
Lilienverwandte, lichtabgewandte, geleitend
Abgeschiedene beidseits des Pfades,
den sie die Totenspur nennen.*

Natur und Schreiben, egal ob an Tischen oder bei Ausblicken aus Fenstern, bietet mehr als nur Trost; wenn die Verbindung glückt, verwandeln sich Stätte in Orte, und selbst die Unterwelt hat etwas Weltverwandtes. Vielleicht gibt es doch so etwas wie eine helle Unbehaustheit. ♦

Silke Scheuermann, geboren 1973, lebt in Frankfurt am Main. Zuletzt veröffentlichte sie im Schöffling Verlag die Romane Shanghai Performance (2011) und Die Häuser der anderen (2012) sowie den Gedichtband Der Tag an dem die Möwen zweistimmig sangen (2013).

Quellen: *Hilbis Bilder*, herausgegeben von Peter Braun und Stephen Pabst, Wallstein Verlag, Göttingen 2013. **Erika Burkart**, *Am Fenster, wo die Nacht einbricht*. Aufzeichnungen, Limmat Verlag, Zürich 2013.

fOLLTEXT
www.facebook.com/volltext